

# **Das Schweizerdeutsche Wörterbuch**

Schweizerisches Idiotikon

Wörterbuch  
der schweizerdeutschen Sprache

Hans Wanner

(Die vorliegende Arbeit erschien erstmals in leicht geänderter Form in der Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte Neue Folge Nr. 17, Wiesbaden 1976.)

Nachdruck 1978. Zürcher AG, Zug

## 1. Gründung, frühere Bearbeiter

Auf Anregung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich begann 1862 Friedrich Staub mit den Vorarbeiten und der Materialsammlung zu einem umfassenden schweizerdeutschen Wörterbuch<sup>1</sup>. 1881 erschien die erste Lieferung. Als Chefredaktoren zeichneten Friedrich Staub (1862-1896), Albert Bachmann (1896-1934, Eintritt in die Redaktion 1892), Otto Gröger (1934-1951, Eintritt 1911), Hans Wanner (1951-1974, Eintritt 1942). Von den Mitredaktoren seien diejenigen erwähnt, die während längerer Zeit am Id. gearbeitet haben: Ludwig Tobler (1873-1895), Rudolf Schoch (1882-1902), Heinrich Bruppacher (1886-1906), Eduard Schwyzer (1898-1926), Jakob Vetsch (1905-1914), Eugen Dieth (1927-1936), Clara Stockmeyer (1925-1955), Ida Suter (1929-1959), Guntram Saladin (1933-1957), Kurt Meyer (1951-1968).

## 2. Die gegenwärtige Situation

(Stand Ende 1975)

### a) Organisation, Finanzen

Träger des Unternehmens ist der «Verein zur Herausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs». Mitglieder dieses in seiner Zusammensetzung wohl einzigartigen Vereins sind die Eidgenossenschaft, die Kantone ganz oder teilweise deutscher Sprache, die Stadt Zürich, einige Vereine und ganz wenige Einzelpersonen. Präsiert wird er traditionell vom Erziehungsdirektor («Kultusminister») des Kantons Zürich, zur Zeit Regierungsrat Dr. Alfred Gilgen. Im Vorstand sind die Germanisten gegenwärtig vertreten durch die Professoren Stefan Sonderegger (Zürich), Max Wehrli (Zürich) und Paul Zinsli (Bern), von 1935-1974 auch durch Rudolf Hotzenköcherle, der sich stets mit dem ganzen Gewicht seiner wissenschaftlichen Autorität für das Werk eingesetzt hat. Die Historiker haben ihre Vertreter in

<sup>1</sup>) Im folgenden zitiert Id.

Professor Dietrich Schwarz (Zürich), die Volkskundler in Professor Hans Trümpy (Basel). Die Verbindung zu den politischen und allgemein interessierten Kreisen wird hergestellt durch Frau Dr. K. Guth (Basel), Nationalrat Dr. Alfons Müller (Luzern) und Ständerat Josef Ulrich (Schwyz). Dieser Vorstand beschränkt sich im wesentlichen auf administrative Angelegenheiten wie Beschaffung und Verwaltung der Finanzen, Regelung der Anstellungsverhältnisse u.dgl. Wissenschaftlich ist die Redaktion praktisch autonom. Sie besteht gegenwärtig aus Peter Dalcher als Chefredaktor, Rudolf Trüb, Peter Ott, Arnold Hammer und Ruth Jörg. Dazu kommen eine vollamtliche Sekretärin, ferner mit geringer Stundenzahl eine wissenschaftliche Hilfskraft und zwei Hilfskräfte für Kanzleiarbeiten. An Geldmitteln standen 1974 rund 440 000 Franken zur Verfügung, wovon 256 000 Franken vom Bund, 91 305 Franken von den Kantonen, 5 000 Franken von der Stadt Zürich; der Rest setzt sich zusammen aus verschiedenen Einnahmen sowie freiwilligen Spenden von Stiftungen, Firmen und Privaten. Seit 1975 wird der Bundesbeitrag nicht mehr direkt ausgerichtet, sondern über den Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung; ob sich diese Lösung zum Vorteil des Id. auswirken wird, kann erst die Zukunft zeigen. Aus der genannten Summe sind sämtliche Kosten zu bestreiten, wie Gehälter inkl. Sozialleistungen, Miete, Bibliothek usw., ferner erhebliche Druckkostenzuschüsse an den Verlag. Irrendwelche Gratisleistungen werden dem Id. nicht gewährt.

#### **b) Stand der Arbeit**

Bis Ende 1975 sind 13 Bände und weitere drei Lieferungen erschienen, insgesamt 176 Lieferungen mit zusammen 24 845 Spalten (Satzspiegel der zweiseitigen Seite 148 x 220 mm). Gegenwärtig sind die Wörter mit dem Anlaut *D/T* + Konsonant (vgl. unter 5) in Bearbeitung. Diese werden zusammen mit *W* und *Z* voraussichtlich 3—4 Bände in Anspruch nehmen. Vorausgesetzt, dass die jetzige personelle Dotierung der Redaktion auch in Zukunft bei-

behalten werden kann, darf mit der Herausgabe von jährlich 1—2 Lieferungen zu 128 Spalten (65 Zeilen pro Spalte) gerechnet werden.

Zu wissenschaftlichen Zwecken kann das noch ungedruckte Material unter gewissen Bedingungen und nach Voranmeldung eingesehen werden. Die Redaktion erteilt auch schriftliche Auskünfte zu einzelnen Fragen, soweit sich das mit ihrer eigentlichen Aufgabe vereinbaren lässt.

Adresse: Schweizerdeutsches Wörterbuch, Seilergraben 1, 8001 Zürich, Schweiz.

### 3. Material, Geltungsbereich

#### a) Materialsammlung

Staub verfasste 1862 einen «Aufruf betreffend Sammlung eines Schweizerdeutschen Wörterbuchs», in dem er Zweck und Ziel sowie die Wichtigkeit und Dringlichkeit eines solchen Werks im blumigen Stil der Zeit einlässlich begründete. Den Aufruf begleitete eine Anleitung für die Sammler. Gewünscht wurden unter anderem bei den Vokalen die Bezeichnung der Quantität, der Qualität insbesondere der *a*- und *e*-Laute und der Diphthonge, bei den Konsonanten die Unterscheidung von Lenis und Fortis, für die Substantive die Angabe des Geschlechts, des Plurals und des Diminutivs, für die Verben ausser dem Infinitiv die 1. und 3. Sg. Präs. Ind., der Konditional und das Perfekt (auch ob mit *sein* oder *haben*) usw. Als Wegleitung für die Sammeltätigkeit entwarf Staub ein Schema, das noch heute als Kern eines Fragebuchs dienen könnte. Um eine möglichst gleichmässige Vertretung aller Gegenden zu erreichen, wollte Staub in jedem Kanton ein Komitee bilden, das in seinem Gebiet die Sammlung organisieren und überwachen sollte; leider gelang das nur zum kleineren Teil. Im übrigen aber war dem Aufruf ein recht erfreulicher Erfolg beschieden. Die Zahl der Sammler (vor allem

Lehrer und Pfarrer, aber auch Beamte, Bauern und Handwerker) stieg bis auf 400 an, die sich nun allerdings — trotz allen Bemühungen Staubs — geographisch etwas ungleichmässig verteilten. Solches, meist sehr brauchbares Material von Laiensammlern ist auch später immer wieder eingegangen, vereinzelt bis in neueste Zeit. Wer versucht ist, von der Höhe moderner Methoden herab diese Art der Materialbeschaffung zu belächeln, dem ist entgegenzuhalten, dass es damals für die Vorbereitung eines derart umfassenden Werks keinerlei Vorbilder gab. Tatsache ist, dass das auf diese Weise zusammengekommene Material trotz gelegentlichen Mängeln bis heute der ebenso brauchbare wie unentbehrliche Grundstock des Id. geblieben ist. Der — nicht zu leugnende — Nachteil der unvollkommenen Methode wird mehr als aufgewogen durch den Vorteil, dass dieser Grundstock schon vor 100 Jahren zusammengetragen wurde. Wie vieles davon wäre heute nicht mehr erfassbar!

Als weitere Materialquellen sind zu nennen Stalders «Versuch eines schweizerischen Idiotikon» (1806.1812) und sein 1832 abgeschlossenes Manuskript für eine erweiterte, aber nie gedruckte Auflage, ferner handschriftliche und gedruckte regionale und lokale Wörterbücher, die wissenschaftliche Literatur zur Mundartforschung, die Texte zu den Aufnahmen des Phonogrammarchivs der Universität Zürich und, als besonders ausgiebig, die umfangreiche belletristische Mundartliteratur; für Näheres über diese Quellen verweise ich auf meinen Aufsatz in der Festschrift für Paul Zinsli (s. unter 8). Freilich ist ein grosser Teil dieses Materials erst im Laufe der Publikation hinzugekommen. Daraus erklärt sich, dass in den ersten Bänden manches zwar nicht so sehr fehlt (vgl. jedoch unter 4), als schwach belegt und namentlich geographisch lückenhaft bezeugt ist — ein Schicksal, das wohl die meisten derartigen Werke teilen.

### **b) Räumlicher und zeitlicher Bereich**

Wie der Titel besagt, vereinigt das Id. den schweizerdeutschen Wortschatz, also den eines Raumes, der einerseits durch die Sprachgrenze, andererseits durch die Landes-

grenze abgesteckt wird, jedoch mit zwei Ausnahmen: Eingeschlossen sind die Walsersiedlungen im Piemont südlich des Grenzkamms der Walliser Alpen, ausgeschlossen ist das Samnaun, ein Seitental des Unterengadins, angrenzend an das Tirol und von diesem aus besiedelt, das infolgedessen eine bairische Mundart spricht. Theoretisch betrachtet wäre es richtiger gewesen, den schmalen hochalemannischen Streifen nördlich der politischen Grenze miteinzubeziehen. Aber dann hätte man anderseits die Stadt Basel mit ihrer niederalemannischen Mundart konsequenterweise ausschliessen müssen, was schon aus psychologischen Gründen nicht in Frage kommen konnte. Zudem: Man hätte wohl die Verschiebung von *k* im Anlaut als Kriterium wählen müssen; aber wo genau verläuft diese Grenze (und verlief sie historisch)? Wusste man das so sicher vor 100 Jahren? Die politische Grenze dagegen ist eindeutig. Schweigen will ich von den Schwierigkeiten und Reibereien, die sich mit einem, wenn auch nur wissenschaftlichen Ueberschreiten der Staatsgrenze wohl unvermeidlich eingestellt hätten, namentlich in gewissen Jahren. Mit den Walsern im Piemont verhält es sich anders, denn das offizielle Italien nahm von ihnen kaum Kenntnis oder dann mit dem Ziel der Italianisierung. Selbst die italienische Linguistik kümmert sich erst in neuester Zeit um die Walser. Professor Scardigli tut dies in freundschaftlichem Kontakt mit den schweizerischen Dialektologen. Auch des Samnauns wegen wird es mit Wien kaum Zwischenfälle geben. Der Lautstand dieser Mundart ist übrigens schon von Otto Gröger behandelt worden in der Festschrift für Albert Bachmann (= ZfDM 1924, Heft 1/2). Im übrigen ist mir nie auch nur das geringste Indiz begegnet, dass eine andere Abgrenzung als die gewählte überhaupt je in die Diskussion gezogen worden wäre. Das Vorwort zu Bd. I begnügt sich mit der Feststellung: «Das vorliegende Idiotikon beschränkt sich auf das Gebiet der deutschen Schweiz und ihre Kolonien (!) im Süden des Kantons Wallis; auf die alemannischen Sprachgebiete jenseits des Rheins wurde nur gelegentlich zur Erklärung schweizerischer Sprache hinübergreifen.»

Als Grenze für die sogenannte lebende Mundart gilt das

Jahr 1800. Diese Fixierung war bei Beginn der Arbeit durchaus naheliegend und ist auch heute noch aus sachlichen Gründen in mancher Hinsicht berechtigt, jedenfalls muss durch das ganze Werk hindurch daran festgehalten werden. Dem Uebelstand, dass diese «lebende» Sprache nun Altersunterschiede bis zu gut anderthalb Jahrhunderten aufweist, sucht die Darstellung durch das Zeichen † (wenn ausgestorben), durch Zusätze wie «veraltet», «jung» und ähnlich, bei gedruckten Quellen durch das Erscheinungsjahr als Bestandteil der Quellenbezeichnung zu begegnen.

Als «ältere Sprache» (so wird in der Terminologie des Id. das historische Material bezeichnet) gilt und wird aufgenommen, was seit Beginn deutscher Ueberlieferung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Boden der heutigen deutschen Schweiz geschrieben oder gedruckt wurde, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob der Schreibort zur Zeit der Niederschrift schon in irgendeiner Form der Eidgenossenschaft angehörte oder noch nicht. Als Quellen stehen zur Verfügung Exzerpte aus handschriftlichen Archivbeständen, zeitgenössische Drucke, vor allem aber Editionen des letzten und dieses Jahrhunderts. Manche davon, namentlich von den älteren, sind nicht in allen Teilen so zuverlässig, wie es für linguistische Zwecke nötig wäre. Zweifelt der Redaktor an der Richtigkeit der Lesung, so bittet er die Archive oder Bibliotheken, wo die Originale liegen, um Nachprüfung. So fiel bei der Bearbeitung des Wortes *Turn* (nhd. *Turm*) auf, dass in manchen dieser Ausgaben aller Wahrscheinlichkeit zuwider *turm* stand. Rückfragen bestätigten, dass *turn* zu lesen sei. Eine andere Schwierigkeit besteht darin, dass die Herausgeber älterer Texte meist sehr verschieden verfahren mit der Unterscheidung von *i* und *j*, *u* und *v*, mit der Wiedergabe des mhd. Diphthongs *uo* (*uo*, *ü*, *ue*, *ü* usw.) sowie mit der Gross- und Kleinschreibung. Bei der enormen Häufigkeit dieser Fälle wäre es eine nicht zu verantwortende Zeitverschwendung, wenn man jedesmal sich mit diesen rein graphischen Dingen herumschlagen müsste. Man hat deshalb für das Id. eine zwar etwas gewaltsame, aber praktische Lösung getroffen: *i* und *j*, *u* und *v* werden nach heutigem Ge-



brauch geschieden, für die Substantive gilt bis zum Ende des 16. Jahrhunderts Kleinschreibung, von da an Grossschreibung, *uo* bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, *ue* im 17. und *u* im 18. Jahrhundert, was ungefähr dem durchschnittlichen Stand der Handschriften und zeitgenössischen Drucke entspricht. Zwischen *uo*, *ue* einer- und *u* andererseits besteht nur scheinbar ein lautlicher Unterschied: der Schweizer, auch der gebildete, hat «guter Mut» als «gueter Muet» gelesen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein, vereinzelt noch bis ins 20. Ich habe diese diphthongische Aussprache (auch von *ie*) selber noch am Gymnasium von einem älteren Lehrer gehört. Mit der geschilderten Regelung wird also dem Benutzer nichts von Belang vorenthalten, sofern er im Id. nicht Material für eine Geschichte der Orthographie sucht, was kaum der Fall sein wird.

#### 4. Sachbereich

Das Vorwort zu Bd. I umschreibt als Ziel des Id. «die vollständige Sammlung 1) aller Ausdrücke des schweizerdeutschen Sprachschatzes, welche der nhd. Schriftsprache gar nicht angehören oder welche gegenüber dem Nhd. in Form oder Bedeutung eine bemerkenswerte Abweichung zeigen . . . , 2) aller im Schweizerdeutschen eingebürgerten Fremdwörter, 3) der Eigennamen, soweit ihre appellative Natur noch einigermaßen deutlich erkennbar ist . . . Dagegen blieb mit Bedacht ausgeschlossen aller fremde, unechte Sprachstoff, d. i. nicht bloss die gemeinhin sog. Fremdwörter, sondern auch die seit der Mitte des vorigen und besonders seit den Dreissiger Jahren dieses (des 19.!) Jahrhunderts mit steigender Progression aus der Literatursprache eingedrungenen Wörter und Wendungen . . . Vom Gesichtspunkt des Sprachforschers wie von dem des Patrioten aus schien die puristische Tendenz viel wertvoller als die Fixierung der gegenwärtigen Uebergangsperiode.» (Mit dem Ausdruck «Uebergangsperiode» wird die damals verbreitete Meinung angedeutet, die Mundart würde in ein

paar Generationen weitgehend von der Gemeinsprache verdrängt sein.) Für die ältere Sprache begnügt sich das Vorwort mit der etwas vagen Formulierung: «Die ältere schweizerdeutsche Literatur wurde ebenfalls in den Bereich dieses Wörterbuches gezogen.»

Glücklicherweise wurden die einschränkenden Bestimmungen von Anfang an einigermaßen weitherzig ausgelegt, namentlich in Bezug auf die «bemerkenswerten Abweichungen» von der Schriftsprache. Unter der Leitung von Albert Bachmann vollzog sich dann der prinzipielle Uebergang vom Idiotikon im engern Sinn zum Vollständigkeits erstrebenden Thesaurus. Freilich blieb und bleibt immer noch ein Spielraum für das Ermessen, der stets wieder eine Entscheidung von Fall zu Fall erfordert. Bei aller gebotenen Zurückhaltung gegenüber dem neuesten Importgut aus der Schriftsprache und dem Schwall von Fremdwörtern aus der wirtschaftlichen und politischen Propaganda («Repression» und «Sensibilisierung» würde man wohl auch heute nicht aufnehmen!) wird man im Zweifelsfall sich eher für Aufnahme entschliessen.

## 5. Lemmatisierung und Reihenfolge der Stichwörter

Die heute verbreitete Lösung, als Lemma die schriftsprachliche oder, wo eine solche fehlt, eine hypothetische Entsprechung zu setzen, hätte sich für das Id. nicht empfohlen, einmal wegen der relativ häufigen Fälle ohne genaue wortbildungsmässige Entsprechung in der Schriftsprache, besonders aber, weil in einem Land, wo die Mundart unbeschränkte und unangefochtene Geltung hat im mündlichen Verkehr, die Schriftsprache als Ausgangsbasis und gar die Verschriftsprachlichung reiner Mundartwörter äusserst befremdlich hätte wirken müssen. Ein solches Verfahren ist offenbar gar nie zur Diskussion gestanden. Auch mit der gewählten Lösung, nämlich einer Annäherung an das Mhd., kommt man nicht immer um eine hypothetische Konstruktion herum, aber meistens bietet sich die alter-

tümlichste der konkreten Mundartformen als geeignetes Lemma an. Zur leichtern Identifizierung werden Laute, meist handelt es sich um Konsonanten, die zum (etymologischen bzw. mhd.) Wortkörper gehören, in der Mundart aber nicht gesprochen werden, durch hochgestellte kleine Typen ausgedrückt (auch in den Belegen).

Als Anordnungsprinzip gilt das sog. Schmellersche System mit einigen Verbesserungen, d. h. die Reihenfolge wird zunächst bestimmt durch den Konsonantismus der Stammsilbe, erst innerhalb dieser Reihen nach den Vokalen (z. B. *ra - re - ri - ro - ru, rab - reb - rib - rob - rub* usw.). Ausserdem werden im Anlaut *B* mit *P, C (Ch)* mit *K, D* mit *T* zusammengefasst sowie in allen Stellungen *V* mit *F*. Zusammensetzungen mit dem Lemma als Grundwort werden diesem angereiht, wobei für die Abfolge der ersten Glieder wieder die oben skizzierte Regel gilt. Die Ableitungen schliessen sich den Zusammensetzungen an in normalalphabetischer Reihenfolge der Suffixe. Dieses oft angefochtene und in jüngeren Wörterbüchern nicht mehr praktizierte System wurde erst nach eingehenden Untersuchungen und nach Einholung von Meinungsäusserungen namhafter Fachleute des In- und Auslands definitiv gewählt, nachdem ein erster Probabogen noch dem gewöhnlichen Alphabet gefolgt war<sup>2</sup>. Von den 25 eingegangenen Antworten, darunter von Braune, Lexer, Sanders, Sievers, sprachen sich drei Viertel für das Schmellersche System aus, so wie es von der Redaktion vorgeschlagen war (einige schweizerische Gegner versuchten sogar, den Bundesrat zu einem Veto zu bewegen, worauf sich dieser aber nicht einliess). Unbestreitbar erschwert das System des Id. das Auffinden der Stichwörter, und wer nur schnell eine einzelne Auskunft sucht, mag es verwünschen. Wer aber tiefer eindringen will, wird es bald schätzen lernen, nicht nur, weil er das etymologisch Zusammengehörige bequem beisammen findet, sondern vor allem wegen der dem Bearbeiter gebotenen Möglichkeit — oder eher auferlegten Not-

<sup>2</sup>) Vgl.: Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern und die Revision des Alphabets. Ein Vorschlag zur Vereinigung, vorgelegt vom Bureau des Schweizerdeutschen Wörterbuchs. (Zürich 1876).

wendigkeit —, die einzelnen Stichwörter einer Sippe<sup>3</sup> in ihrem Zusammenhang zu untersuchen und damit in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, Beeinflussung und Durchdringung zu beobachten und sie dementsprechend darzustellen<sup>4</sup>. Es scheint mir auf der Hand zu liegen, dass die einzelnen Artikel auf diese Weise ganz wesentlich gewinnen müssen. Zu Beginn meiner Tätigkeit am Id. war ich eher skeptisch; heute, nach mehr als 30jähriger Erfahrung, bin ich überzeugt, dass die Nachteile von den Vorteilen mehr als nur aufgewogen werden.

## **6. Gestaltung der einzelnen Artikel**

### **a) Graphische Mittel**

Das erste Stichwort einer Sippe wird durch Fettdruck hervorgehoben, die folgenden nur durch Sperrung. «Lebende Mundart» wird in Kursivsatz gegeben, seien es einzelne Formen, Verweisungen auf andere Stichwörter u. ä. oder seien es Belege, diese ohne Anführungszeichen (nur was aus Stalder stammt, erhält doppelte Anführungszeichen). Für alles übrige wird aufrechter Satz verwendet, wobei die Belege der älteren Sprache zwischen einfache Anführungszeichen zu stehen kommen. Für die in Kleinsatz gedruckten Anmerkungen gelten dieselben Regeln.

### **b) Aufbau und innere Gliederung**

Unmittelbar auf das Lemma folgen die davon abweichenden Formen (selbstverständlich mit Verbreitungsangaben), ferner die üblichen grammatischen Ergänzungen

<sup>3</sup>) Als Sippe gilt im Id. die Gesamtheit der etymologisch zusammengehörenden Wörter mit gleicher Stammsilbe (einschliesslich Umlaut des Stammvokals) im Simplex sowie im Grundwort der Zusammensetzungen.

<sup>4</sup>) Deshalb bearbeitet ein Redaktor grundsätzlich immer eine ganze Sippe, auch wenn sie noch so umfangreich ist.

wie Genus, Plural, Diminutiv, Konditional, Partizipien usw. Besondere Erwähnung verdienen 3. Sg. Präs. Ind. und Part. Prät. der schwachen Verben: *-t* weist auf *jan*-Verben, *-et* auf *ēn/ōn*-Verben bzw. auf die entsprechenden Analogiebildungen. Aus dem, was unter 3 über das mundartliche Material und sein Zustandekommen gesagt wurde, ergibt sich, dass nur ein relativ kleiner Teil davon eine streng phonetische Wiedergabe erlauben würde, wobei zu berücksichtigen ist, dass bei Beginn der Arbeit Phonetik als Wissenschaft noch kaum bekannt war. Das Id. muss sich daher eher mit Andeutungen als präzisen Angaben und mit einfachen Zeichen behelfen<sup>5</sup>. Dazu mischen sich noch etymologische Elemente in die Schreibung: *ë* steht nicht für einen bestimmten Lautwert (es kann normal offenes oder übertraffenes *e* sein), sondern für germ. bzw. mhd. *ē*, Vokallänge wird (wenigstens in den Belegen) nur bezeichnet, wenn sie etymologisch begründet oder doch schon im Mhd. bezeugt ist. Diese Regeln dienen also weniger der Wiedergabe der Qualität als der (etymologischen) Identifizierung. - Die schon erwähnten sehr grossen Altersunterschiede im mundartlichen Material verbieten es, Verbreitungskarten zu geben, so wünschenswert solche oft wären: Räumliches Nebeneinander und zeitliches Nacheinander würden sich unentwirrbar ineinander verwickeln.

Die Anmerkung am Schluss eines Artikels verweist auf ahd. und mhd. Entsprechungen oder auf die Herkunft aus fremden Sprachen. Die Etymologie wird in der Regel nur ausdrücklich erwähnt oder erörtert, wenn das Wort nicht gemeindeutsch und in den einschlägigen Wörterbüchern (DWB, Kluge) nicht behandelt ist bzw. noch nicht war, oder wenn Anlass besteht, vom Material des Id. aus eine abweichende Deutung zu versuchen. Sonst begnügt man sich mit Hinweisen auf die genannten Werke; grundsätzlich wird auch auf die andern obd. Wörterbücher verwiesen. Ferner werden etwa formale und semantische Entwicklungen und Besonderheiten besprochen und Belege, deren

<sup>5</sup>) Z. B. durch hochgestellte Ziffern, so <sup>1</sup> und <sup>2</sup> für geschlossene bzw. offene Vokalqualität, für Lenis bzw. Fortis (Geminata) von *ch* (*x*).

Interpretation mehr als die üblichen Schwierigkeiten bereitet, untergebracht. — In der Anmerkung wird auch das (wahrscheinlich) zum Stichwort gehörige Namenmaterial (Personen-, Haus- und topographische Namen) aus den Sammlungen des Id. dargeboten, ohne damit die zusätzliche Rolle eines Namenbuchs übernehmen zu wollen.

Der mittlere Teil, der semantische, bildet das eigentliche Kernstück eines Artikels. Als Ziel gilt, den Wortinhalt allseits auszuleuchten, auch kleinste Facetten sichtbar zu machen bis in die Phraseologie hinein und die verschiedenen Gebrauchssphären, wenn sie nicht schon durch die Definition gegeben sind, hervortreten zu lassen. Diesem Ziel sucht man dadurch möglichst nahe zu kommen, dass man der Gliederung der einzelnen Artikel, insbesondere der umfangreicheren, besondere Sorgfalt angedeihen lässt, mit anderen Worten: einen beträchtlichen Aufwand an Zeit und Arbeit darin investiert. Das Ideal einer solchen Disposition vereinigt Analyse mit Synthese in genetisch wie logisch überzeugender Abfolge. Das bleibt ein Ideal! Zu erreichen ist es bestenfalls annähernd. In den frühesten Bänden, die noch auf ein verhältnismässig knappes Material fundiert waren, musste und konnte man auf eine so differenzierte Gliederung verzichten. Die späteren dagegen mit der Fülle des vorhandenen Materials ermöglichen und verlangen einen Aufbau, der sich nicht mit der Aufreihung einiger mehr oder weniger weitmaschiger Definitionen begnügt. — Ein festes Gliederungs-Schema irgendwelcher Art wird abgelehnt. Wohl haben sich im Laufe der Jahre gewisse Dispositions-Typen herausgebildet, gewissermassen als erste Anregung für eine mögliche Gliederung; sie entbinden nicht von der Aufgabe, jedes Wort in seinem Eigenleben sozusagen von innen heraus möglichst ohne vorgefasste Meinung darzustellen.

### **c) Die Belegstellen**

Jedem Benützer des Id. wird die grosse Zahl und die Ausführlichkeit der Belegstellen auffallen. Sie gründen auf dem Prinzip, mit den Quellenzitaten nicht blosse Illustrationen zu den Definitionen usw. zu geben, sondern Belege

im eigentlichen Sinn, also Beweise für die Behauptungen der Bearbeiter; sie sollen dem kritischen Benützer die Möglichkeit bieten, sich selber ein Urteil zu bilden. Es liegt auf der Hand, dass diese Methode nicht zu unterschätzende Nachteile mit sich bringt: das Gesamtwerk schwillt immer mehr an, und damit wird auch der Abschluss immer wieder in die Ferne gerückt<sup>6</sup>. Von Aussenstehenden wurde daher oft gefordert, Zahl und Umfang der Belege drastisch zu kürzen. Die Redaktion konnte aber immer derartige Ansinnen mit Erfolg abwehren, mindestens in den letzten Jahrzehnten im Einklang mit dem administrativen Vorstand. Andererseits erwächst daraus für die Redaktion die Verpflichtung, mit Selbstdisziplin die Grenzen des Nützlichen und Angemessenen einzuhalten. Diese Grenzen müssen bei jedem Wort neu gezogen werden (sofern sie es nicht schon durch das Material sind); man wird verstehen, dass die Ansichten darüber oft auseinandergehen. Eine sorgfältige Auswahl der Belege gehört zu jenen Arbeiten, denen kein Aequivalent an bedrucktem Papier entspricht. Kritiker übersehen leicht, dass man, um eine Auswahl treffen zu können, zuerst alle Belege gründlich durcharbeiten muss. Dabei gilt es als Ehrensache, die unbequemen nicht einfach unter den Tisch fallen zu lassen, bilden doch gerade sie die eigentlichen Prüfsteine für die Definitionen. Der relativ weite Spielraum im Id. erlaubt, neben den rein linguistischen Kriterien auch inhaltliche zu berücksichtigen, wobei der Volkskunde im weitesten Sinn eine Vorzugsstellung eingeräumt wird. Darum werden neben Redensarten und Sprichwörtern auch Volks- und Kinderreime, Rätsel, Ortsneckereien udgl. grundsätzlich aufgenommen; Glaube, Brauch und Aehnliches werden dargestellt, soweit sie in direktem Zusammenhang mit dem jeweiligen Stichwort stehen. - Der breite Raum, den die ältere Sprache einnimmt, macht das Id. zu einem mindestens regiona-

<sup>6</sup>) Der erste Verlagsvertrag basierte auf vier Bänden, für die eine Publikationsdauer von 20 Jahren geschätzt wurde; aber schon kurz nach 1890 schrieb Ludwig Tobler von dem «Gespenst» des Anwachsens auf acht Bände und Abschluss erst um 1920! An der Verzögerung hat übrigens die jahrzehntelange Finanzmisere sehr beträchtliche Mitschuld.

len Ersatz für ein spätmhd. oder frühnhd. Wörterbuch und somit zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel nicht nur für Linguisten, sondern auch für alle andern, die mit älteren Texten der deutschen Schweiz arbeiten.

In bedauerlichem Gegensatz zum Prinzip, die Belege müssten dem Forscher eigenes Urteilen gestatten, steht die von Anfang an eingeführte Regel, für die Belege wohl die Quelle anzugeben, aber ohne Seiten- und nötigenfalls Bandzahl. Das Quellenverzeichnis (2. Auflage 1951) vermittelt wohl die nötigen bibliographischen Angaben, kann aber sonst nicht weiterhelfen. Für internen Gebrauch besteht ein sog. Quellenexemplar, d.h. ein durchschossenes Exemplar jeder Lieferung, in das jeweils die Zahlen dem Text gegenüber handschriftlich eingetragen werden. Diese Quellenhefte sind vor einigen Jahren aus Gründen der Sicherheit auf Mikrofilm aufgenommen worden. Die Redaktion ist bereit, Interessenten auf Wunsch gegen Kostenersatz Kopien davon zu vermitteln, aber auch für Einzelfälle die benötigten Zahlen schriftlich mitzuteilen.

#### **d) Verweisungen, Synonymik, Hilfen für die Benützung**

Jeder Beleg wird im Prinzip nur einmal in extenso abgedruckt; fällt er für ein weiteres Stichwort in Betracht, so wird darauf zurückverwiesen. Hinweise auf andere Stichwörter stehen unmittelbar hinter den Definitionen bzw. den Verbreitungsangaben dazu, mit «Syn(n).» auf Synonyma, mit «vgl.» auf Wörter, die semantisch nahestehen oder in den Sachzusammenhang gehören, gegebenenfalls auch auf einschlägige Literatur. Der Synonymik haftet leider eine gewisse Zufälligkeit an. Bei der Einreihung des Grundmaterials (s. unter 3) wurde seinerzeit wohl jeweils ein Zettel mit den damals vorhandenen Synonymen beigelegt, diese Arbeit aber mit dem Eingang neuen Materials nicht fortgeführt; namentlich unterblieb die Erstellung von eigentlichen Synonymenlisten, offenbar aus Mangel an Mitteln zur Besoldung geeigneter Hilfskräfte. Innerhalb dieser Schranken wird der Synonymik möglichste Beachtung geschenkt. Sie bildet die einzige Möglichkeit, das Id. auch für onomasiologische Fragestellung fruchtbar zu machen —



vorausgesetzt, dass ein solcher Benutzer wenigstens eine Bezeichnung schon kennt und die Mühe nicht scheut, von dieser aus einen Hürdenlauf rückwärts und vorwärts durch die verschiedenen Bände zu absolvieren.

Um dem Leser eine Art Wegweiser durch die oft sehr langen Artikel hinzustellen, wurde gegen Ende des X. Bands begonnen, wo es nötig schien, vor dem semantischen Teil eine Uebersicht über die Disposition einzufügen. Als weitere Hilfen wurden erstmals dem XII. Band ein alphabetisches Stichwortregister und eine Uebersichtskarte der gebräuchlichsten Ortsbezeichnungen beigegeben; diese findet sich seither auch auf dem Umschlag jeder Lieferung.

## **7. Organisation der Redaktion**

Für Werke, die nicht in einer Generation oder gar im Einmannbetrieb vollendet werden können, bildet die Sicherung der personellen Kontinuität eine unabdingbare Voraussetzung für den ununterbrochenen Fortgang der Arbeit wie auch für eine möglichst einheitliche Gestaltung. Dies trifft ganz besonders für das Id. zu, an dem man seit mehr als einem Jahrhundert arbeitet, wo zudem all die Usanzen und Regeln von der Gesamtkonzeption bis hinunter zur Interpunktion nie kodifiziert worden sind. So hat man schon früh für die Heranziehung jüngerer Kräfte gesorgt, aber aus finanziellen und persönlichen Gründen hielt es oft schwer, sie dauernd zu binden. Durch organisatorische Neuerungen, als 1934 Otto Gröger die Leitung übernahm, wurde die Stellung der Mitredaktoren entscheidend verbessert. Hinter dem etwas pompösen Titel Chefredaktor verbirgt sich nurmehr die bescheidene Stellung eines *primus inter pares*, der seine Entscheidungen im Einvernehmen mit dem Kollegium (nicht Kollektiv!) trifft: Mitbestimmung, praktiziert *ante terminum*, und Mitverantwortung als Korrelativ. Der einzelne Redaktor zeichnet seither am Schluss jeder von ihm bearbeiteten Artikelgruppe mit seinen Initialen. Damit übernimmt er sozusagen offiziell die

Verantwortung für seine Arbeit, gleichzeitig tritt er auch ein wenig aus der Anonymität hervor, soweit das bei Lexikographie überhaupt möglich ist. Auf dieser Basis ist es gelungen, Nachwuchskräfte bei der Stange zu halten (mit wenigen, besonders begründeten Ausnahmen), insbesondere, da mittlerweile auch die materielle Seite befriedigend geregelt werden konnte.

Aussprache über Probleme, die bei der Arbeit auftauchen, ist für den noch wenig erfahrenen Redaktor unentbehrlich und für den am Werk ergrauten eine unschätzbare Hilfe, auf die er nie verzichten möchte. Eine weitere Hilfe besteht darin, dass vor dem endgültigen Abschluss eines Manuskriptes noch das gesamte Kollegium eingeschaltet wird. Jeder Redaktor erhält einen Abzug, den er (ausserhalb der Präsenzzeit von 36 Wochenstunden für eine volle Stelle) liest und auf dem er allfällige formale Versehen und Verstösse berichtigt und Verbesserungen aller Art (auch Kürzungen) vorschlägt, und zwar gleich freimütig, ob es sich um das Manuskript des jüngsten Mitarbeiters oder das des Chefredaktors handelt. Diese Abzüge gehen an den Verfasser zurück, der sich zunächst selber mit den Vorschlägen auseinandersetzt. Hierauf werden an einer Redaktionssitzung die verschiedenen Probleme besprochen und gemeinsam die beste Lösung gesucht, jedoch ohne dem Verfasser etwas gegen seine Ueberzeugung aufzuzwingen. Auf diese Weise wird eine optimale Fassung angestrebt und zugleich verhindert, dass die Individualität des einzelnen Redaktors zum Schaden des Gesamthabitus des Werks allzu stark hervortritt. Das ganze System bezweckt eine Verbindung von kollegialer mit persönlicher Verantwortung, doch mit Ueberwiegen der letztern.

## 8. Bibliographie

### a) Berichte über das Id., Würdigungen, Aufsätze (Vorträge)<sup>7)</sup>:

(Staub, Friedrich), Rechenschaftsbericht des Schweizerischen Idiotikons an die Mitarbeiter. Zürich 1868.

Jahresberichte seit 1874. Die Berichte enthalten ausser dem administrativen Teil wie Personelles, Fortgang der Arbeit, Rechnungsauszüge usw. ausführliche Hinweise auf den Inhalt der jeweils neu erschienenen Lieferungen oder die an den jährlichen Mitgliederversammlungen des Vereins (s. unter 2) gehaltenen Vorträge sowie eine (in neuerer Zeit ausbaute) Bibliographie zur schweizerdeutschen Mundartforschung und zu verwandten Gebieten<sup>8)</sup>. Darin:

**Largiadèr, Anton**, Das Schweizerdeutsche Wörterbuch als Arbeitsinstrument des Historikers. 1951.

**Weiss, Richard**, Das Schweizerdeutsche Wörterbuch und die Volkskunde. 1953.

**Fehr, Hans**, Das Schweizerdeutsche Wörterbuch im Spiegel der Rechtsgeschichte. 1955.

**Schwarz, Dietrich W. H.**, Münzgeschichte und Schweizerdeutsches Wörterbuch. 1961.

**Hotzenköcherle, Rudolf**, Plädoyer für die Wörterbücher<sup>9)</sup>. 1964.

<sup>7)</sup> Auswahl; Weiteres s. Stefan Sonderegger: Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1800—1959. Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung Bd. 12. Frauenfeld 1962, 130 ff.

<sup>8)</sup> Allfällige Wünsche um regelmässige Zustellung der Berichte erfüllt die Redaktion gern.

<sup>9)</sup> Betrifft ausser dem Id. auch Glossaire des patois de la Suisse romande (1924 ff.), Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana (1952 ff.) und Dicziunari rumantsch grischun (1938 ff.).

**Baumgartner, Heinrich**, Das Schweizerische Idiotikon. In: Zeitschrift für Mundartforschung 18 (1942), 112-122.

**Kluge, Friedrich**, Das Schweizerische Idiotikon. In: Bunte Blätter. 2. Aufl., 165-174. Freiburg i. Br. 1910.

**Socin, Adolf**, Das Schweizerische Idiotikon und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen 83 (1889), 111-128. 321-343.

**Wanner, Hans**, Das sog. historische Material in landschaftlichen Wörterbüchern. In: Zeitschrift für Mundartforschung 27 (1960), 129-143.

**Wanner, Hans**, Das Mundartmaterial des Schweizerdeutschen Wörterbuchs. In: Festschrift für Paul Zinsli, 62-70. Bern 1971.

**b) Monographien, die in erheblichem Masse auf Material des Id. beruhen:**

**Egli, Martha**, Benennungsmotive bei Pflanzen, an schweizerdeutschen Pflanzennamen untersucht. Diss. Zürich 1930.

**Fierz, Jürg**, Die pejorative Verbildlichung menschlicher Körperbautypen im Schweizerdeutschen. Diss. Zürich 1943.

**Frehner, Otto**, Die schweizerdeutsche Aelplersprache. Alpwirtschaftliche Terminologie der deutschen Schweiz. Die Molkerei. Frauenfeld 1919.

**Frey, Luise**, Die Frau in der schweizerdeutschen Volkssprache. Diss. Zürich 1935.

**Gubler, Heinrich**, Die Liquid- und Nasalsuffixe in der schweizerdeutschen Substantivbildung. Diss. Basel. Freiburg i. Br. 1902.

- Hunziker, Heinrich**, Die bleiche Hautfarbe in der Sicht des Schweizerdeutschen. Versuch einer sprachinhaltlichen Interpretation von Material aus dem Schweizerischen Idiotikon. Diss. Zürich 1966.
- Kolb, Eduard**, Alemannisch-nordgermanisches Wortgut. (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung Bd. 6) Frauenfeld 1956.
- Kuhn, Hans**, Verbale *l*- und *r*-Bildungen im Schweizerdeutschen. (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung Bd. 11) Frauenfeld 1961.
- Meyer, Kurt**, Die Adjektivableitung im Schweizerdeutschen. Suffixformen. (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung Bd. 10) Frauenfeld 1960.
- (Staub, Friedrich)**, Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Lese schweizerischer Gebäcknamen. Aus den Papieren des Schweizerischen Idiotikons. Leipzig 1868.
- Steiner, Emil**, Die französischen Lehnwörter in den alemannischen Mundarten der Schweiz. Wien und Basel 1921.
- Szadowsky, Manfred**, Nomina agentis des Schweizerdeutschen in ihrer Bedeutungsentfaltung. (Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik Bd. 12) Frauenfeld 1918.
- Szadowsky, Manfred**, Abstrakta des Schweizerdeutschen in ihrer Sinnentfaltung. (Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik Bd. 18) Frauenfeld 1933.
- Thurnherr, Margrit**, Benennungsmotive bei Insekten, untersucht an schweizerdeutschen Insektennamen unter besonderer Berücksichtigung der Ostschweiz. Diss. Zürich 1938.
- Zollinger-Escher, Anna**, Die Grussformeln der deutschen Schweiz. Diss. Zürich. Freiburg i. Br. 1925.

**c) Frühere Wörterbücher (vor 1880)<sup>10</sup>:**

**Stalder, Franz Joseph**, Versuch eines Schweizerischen Idiotikon. 2 Bdchen. Aarau 1806. 1812.

Dazu 1832 abgeschlossenes Manuskript für eine erweiterte Auflage. Zentralbibliothek Luzern.

**Tobler, Titus**, Appenzellischer Sprachschatz. Zürich 1837.

**Hunziker, Jakob**, Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart. Aarau 1877.

Handschriftlich:

**Schmidt, Samuel** (Mitte 18. Jh.). Idioticon Bernense. Ms. der Stadtbibliothek Bern. Teilabdruck durch Titus Tobler in: Die deutschen Mundarten. Hrsg. von G. Karl Frommann. Jg. 1855/1857.

**Spreng, Johann Jakob** (um 1760). Idioticon Rauracum (Mundart von Basel). Universitätsbibliothek Basel. Auszüge von Adolf Socin in: Alemannia 15.

**Zyro, Friedrich** (um 1850). Bernisches Idiotikon. Bibliothek des Id.

**Matthys, Jakob Josef** († 1866). Nidwaldner Idiotikon. Bibliothek des Id.

<sup>10</sup>) Vgl. Anm. 7.



Druck: Zürcher AG, Zug